

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931**

183 (8.8.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 32



## Heimat als Dichtererlebnis

Von Will Scheller

Eine chinesische Legende erzählt, wie ein großer Künstler, als er sein schönstes Bild, eine Landschaft, vollendet hatte, sich selbst in diese Landschaft begab und zwischen ihren reichen Gärten und bunten Hügeln für immer ver schwand. An diese Legende gemahnt das menschliche Gefühl, das der Deutsche „Heimat“ nennt, und das aus einer Verbindung von wirklichen und überwirklichen Erfahrungen der Seele, beruhend auf Wahrnehmungen der Sinne und solchen der Einbildungskraft, zusammenströmt und den innersten Kern des Selbstgefühls ausmacht. Denn was ist schließlich Heimat, was ist sie, wenn nicht ein ruhender, besser gesagt, schwebender, das Gleichgewicht des Lebens bestimmender Pol des allseitig bewegten und bedrohten Bewußtseins, ein Punkt, in den das Bewegende mündet und in dem es erlöst wird von seiner Unkraft — allerbeimlichste Kraft des Menschseins, vielfältig erprobt in den Begegnungen zwischen Ich und Nicht-Ich, Welt genannt? In Begegnungen zumal, in denen das Ich sich selbst gefunden hat, indem es die Kräfte frei werden sah, aus denen es, und nur es, dieses Ich, geschaffen ist. — geschaffen, geworden, gewachsen aus den Bindungen des Blutes an menschliche und alle naturhafte Voraussetzungen im engsten und weitesten Umkreis! Heimat, das darf nicht bloß räumlich gedacht, das muß auch zeitlich begriffen werden, denn in diesem Gefühl sind Raum und Zeit für den Fühlenden aufgehoben; nicht allein die Lebensräume, sondern auch die Lebenszeiten, die der Heimat angehören, sind ihm gegenwärtig und wirklich, so oft nur dieses Gefühl, Heimat geheißen, sie beschwört.

Ist also dieser Empfindungskreis, das Heimat-Erlebnis, für jeden Menschen ausnehmend wichtig und wesentlich, wieviel mehr muß es das für den Dichter sein: die ihn vor anderen kennzeichnende Fähigkeit geistiger Umwertung, sprachlicher Gestaltung von Erlebtem wird ja gerade gespeist von dem innersten, geheimsten Kern seines Lebensgefühls, und da er einmal ein Mensch ist, hat auch für ihn dieser Bewußtseinskern, ihm selber mehr oder weniger deutlich und gewiß, den Duft und den Geschmack der Heimat. Aus ihm gewinnt er, wie die Biene den Honig aus dem Blütenfeld, die eigentliche Süße und Fülle des Gedichteten, aus ihm fließt in seine Worte der überzeugende Unterton, der nur dann aufklingt, wenn die Stimme, die da redet, nicht zu zittern braucht, — weil sie aus einer letzten, ruhevollen Tiefe aufsteigt. Wenn aber der Dichter es unternimmt, seinem eigenen Erlebnis der Heimat geistige Form zu geben, wie muß dann erst das heimlichste seines Wesens offenbar werden, wie muß da die ganze schöpferische Eigentümlichkeit, die ihn von anderen Dichtern unterscheidet, aufblühen, sichtbar werden, mit voller Lebensmacht einwirken auf den, der in diese Dichtung einzudringen sucht! Es kommt dann eine warme Feierlichkeit über das Genießen des Wertes, der Lesende findet sich gleichsam nicht mehr in dem allgemeinen Raum einer Kirche, sondern unmittelbar vor dem Allerheiligsten, und er hält beinahe den Atem an, so seltsam wird ihm zumute, da er durch die

Zusammenfügung der Worte hindurch geradezu in das Herz eines Menschen und durch das Herz, wie durch einen zauberhaften Kristall, mitten hinein in die Welt blickt, die diesen Menschen geboren hat.

So aber und nicht anders verhält es sich mit dem neuen Buch von Rudolf Alexander Schröder, dem ersten Professor, das er geschrieben hat, mit dieser (im Insel-Verlag zu Leipzig erschienenen) Dichtung „Der Wanderer und die Heimat“. Der Wanderer, das ist der Dichter selbst, und die Heimat, das ist das Land um die Weser mündung und um den Unterlauf des Stromes — aber damit ist so gut wie nichts gesagt. Denn Schröder schildert nicht etwas, das auch ohne seine Schilderung jeder genau so sehen kann. Selbstverständlich findet jeder, der diese Landschaft kennt, ihre großen und ihre kleinen Züge in Schröders Erzählung wieder, denn das ist wahr, daß der Dichter um seine Stadt und um sein Land sehr gut Bescheid weiß. Aber er holt das, was er darstellt, nicht nachträglich, aus einer forschenden Wanderung etwa heraus, sondern er hält sich durchaus an das, was aus dem allgemein Wirklichen in seinem Innern besonders wirklich geworden ist. Der Ausgangspunkt seines Verichts ist die Erinnerung, und sein Ziel ist auch die Erinnerung. Die Erinnerung aber, das ist wieder nicht bloß die Aufbewahrung von Sinnesindrücken, sondern das beständige Zusammensein von allem was er in seiner Stadt und in seinem Land erlebt hat, in der heimlichsten Kammer seines Herzens.

Heimat, das ist ein Gefühl, das zwischen dem Sinnhaftesten und dem Überfönnlichsten einen wunderbar leuchtenden Bogen der Versöhnung spannt. So brechen hier, da der Dichter in seiner Vorstellung einen Spaziergang dort unternimmt, wo er zu Hause ist, alsbald Jugenderinnerungen in das Gegenwärtige ein, verschieben die zeitlichen und räumlichen Grenzen des Erlebten, lassen das Gegenwärtige ins Vergangene münden und das Vergangene zum Gegenwärtigen sich entfalten. So wird ein Zwielicht erlebter Traummomente erzeugt, in dem die Gestalten, und gehören sie auch längst Verstorbenen an, lebendig wandeln und verschwinden, je nachdem, ob das verzierte schweifende Gefühl des Wanderers ihrer soeben bedarf oder nicht, und in dem die Räume, wiederum ganz nach dem kaum bewußten Sehnen dieses Gefühls, in ständigem Wandel begriffen sind. Traumgestimmt — das ist das rechte Wort für dieses Werk, das in allen Schichten des Bewußtseins hin und wider schweift und in tiefen und satten Farben die Bilder festhält, die aus dem Herzen des Dichters aufperlen und ihm aufs neue erleben lassen, wie er wurde, was er ward. Wer je, dem zuweilen mehr von künstlerischer Fertigkeit als von schöpferischer Notwendigkeit überzeugenden Schluß seiner Verse gegenüber, an Rudolf Alexander Schröders Dichtertum geweiht hat, hier ist er genötigt, Abbitte zu tun: denn „Der Wanderer und die Heimat“ ist das Werk eines Dichters, und freilich das Reifste, Edelste und Schönste, was dieser Dichter bisher gegeben hat.

Da er sich auf das Wichtigste und Wesentlichste seines Lebens befaßt, konnte es allerdings kaum anders ausgehen. Denn diese Selbstbefinnung — die Befinnung des Menschen auf seine Heimat, ist ja immer das Gleiche

wie die Befinnung auf das eigene Selbst — führte ihn notwendig und unvermeidlich zu den Bindungen des persönlichen Vorhandenseins an die Lebensereignisse, die sein Ich geformt haben: an die Menschen, die sein Gefühl über die Zeit hinweg, auch über den Tod hinaus, bewegt, an die Stätten, die es, von der Wirklichkeit wie vom frühen Traum aus, mit Erfüllung und mit Sehnsucht gespeist haben. Denn die Heimat, zumal in der gesteigerten Weise des dichterischen Empfindens erlebt, ist letztlich die Überwindung des Sterblichen der Erde durch das Unsterbliche des Menschen, die Tilgung der Schranken zwischen Außenwelt und Innenwelt, die Vereinigung dessen, was war, mit dem, was sein soll, durch das, was ist, in dem Punkt des Ichgefühls, wo es weltlich, wo die Unruhe der ausschweifenden, in die Ruhe der freisformigen Bewegung eingeleitet ist. Wie irren doch diejenigen, die da meinen, das Heimatgefühl sei verhaftet an die Enge des Lebens und an die Begrenztheit des Denkens! Heimat, das ist schließlich und endlich doch nichts anderes als der geheimnisvolle Bund, von der mütterlichen Erde und dem väterlichen Himmel geschlossen, jenseits von Zeit und Raum, mitten im Schicksal des Menschen.

## Amerika in seinen Romanen

Von Curt Amend

Wir bleiben bei dem von uns schon so oft vertretenen Standpunkt, daß der Deutsche in der Hauptsache deutsche Bücher lesen soll. Vor allem gilt diese Mahnung dort, wo die rein ästhetische Bewertung in Frage kommt. Hat der deutsche Leser die Wahl zwischen zwei literarisch gleichwertigen Werken, einem deutschen und einem ausländischen, so sollte er immer das deutsche wählen. Erst sollte er seine deutschen Klassiker kennen, bevor er sich an die ausländischen Klassiker wendet. Erst sollte er Wilhelm Raabe und Gottfried Keller gelesen haben, bevor er sich an Balzac oder Tolstoi heranmacht.

Aber es gibt natürlich Einschränkungen. Sie gelten dort, wo es gilt, durch das Medium der Literatur in knapper und rasch unterrichtender Form die Zivilisation, die Moral und Geistesverfassung solcher fremden Nationen kennenzulernen, mit denen wir immer mehr und mehr in Berührung kommen. Der Engländer, der Franzose, der Russe, der Italiener: also der Europäer schließlich ist uns ja im ganzen so ziemlich vertraut. Und schon allein die aufmerksamere Lektüre der Zeitungen gibt uns beinahe täglich Aufschlüsse über die Mentalität der europäischen Nationen. Auch die Möglichkeit persönlicher Bekanntschaft ist hier gegeben.

Ganz anders ist die Sache aber, sofern es sich um den Asiaten, den Afrikaner oder um den Amerikaner handelt. Hier tappen wir noch gar sehr im Dunkeln. Und doch ist die Kenntnis der asiatischen Seele oder der amerikanischen Denkart für uns außerordentlich wichtig. Seit der Vortage Hoovers ist Amerika mit einem besonders großen Schritt aus seiner bisherigen Isolierung herausgetreten, und zweifellos werden die Beziehungen zwischen Nordamerika und dem deutschen Volke immer reger und enger werden. Da ist es für uns geradezu eine Notwen-

## Reise zum Tegernsee

Von Curt Amend

II.

Den meisten Deutschen, die sich längere Reisen leisten können, ist Bayern bekannt. Mir selber, der ich sonst das ganze deutsche Vaterland bereist habe, war es bisher infolge einer merkwürdigen Verkettung von Umständen nicht vergönnt gewesen, Bayern zu besuchen. So war meine diesjährige Reise nach München und zum Tegernsee ein mit doppelter Freude empfundenes Erlebnis.

Ich muß gestehen, daß ich mit einiger Skepsis die Reise antrat. Zweifel hatte ich von den bayerischen Seen und dem Leben der dortigen Bevölkerung gelesen, und zu sehr hatte sich auf Grund dieser Lektüre in mir der Glaube festgesetzt, daß dieses ganze Oberbayeren eigentlich nichts anderes sei, als ein geschickt aufgezogener Käse. Sehr bald habe ich gemerkt, daß diese Auffassung falsch war. Das berühmte der oberbayerischen Berglandschaft besteht gerade in der frischen Natürlichkeit ihres Charakters. Und auch die Bevölkerung ist weit entfernt vom Käse.

Wenig steht hinter dem Naturburschentum des Bayern oft genug auch ein bißchen Eitelkeit und ein bißchen Bedürfnis nach Rufe. Aber wo wäre das nicht zu finden? Sicherlich ist diese Eitelkeit geboren aus einem sehr berechtigten Selbstgefühl, aus der Überzeugung, daß eben doch der Bayer unter den deutschen Stämmen eine Sonderstellung besitzt. Jedenfalls entspringt an das, was wir an Oberbayeren bewundern oder auch bestaunen, einer wurzelstarken Vitalität, einem überaus gesunden Lebensgefühl. Und alles, was aus einer solchen Quelle strömt, ist wertvoll. Wertvoll zumal in einer Zeit, deren kulturelle Entartung mit jedem Tag bedenklichere Formen annimmt.

Eine unserer schönsten Tagesfahrten von Wiessee-Münch aus war die den Söllbach hinauf bis zum Hirschtalsattel. Von diesem Sattel aus, der etwa in einer Höhe von 1250 Meter liegt — der Tegernsee hat 735 Meter —, geht dann der Weg talwärts nach Lengries und Tölz. Am meisten interessierte uns bei unserer Wanderung der Weg durch den oberen Teil des Söllbachtals. Denn hier befanden wir uns mitten in einem Gebiet, das vollkommen unseren Vorstellungen vom Urwald entsprach. Und siehe da! Zufällig las ich einige Tage darauf einen Zeitschriftenaufsatz über die wenigen Urwaldgebiete, die es noch in Deutschland gibt. Und da wurde dann an dritter Stelle — das Söllbachtal beim Tegernsee genannt.

Selbstverständlich darf ein Reisender, der die Schönheiten eines Landes kennen lernen will, die Wege nicht scheuen. Je tiefer er in die Wälder eindringt, je höher er steigt, je weiter er die Autostraßen hinter sich läßt, um so mehr erschließen sich ihm die ursprünglichen und feinsten Reize des Landes. Und die sind hier an den oberbayerischen Seen in der Tat von einer überwältigenden Schönheit. Es ist eine wunderbar harmonische Vereinigung von Ernst und Heiterkeit, die sich in dieser Landschaft offenbart.

Die faszinierende Geschlossenheit des Lebenswillens und der Lebensauffassung enthielt sich mir in ihrer zwingendsten und sympathischsten Form im Brautstübli oder besser gesagt Bierkeller des Herzoglichen Brauhauses in Tegernsee. Hier haben wir es zweifellos mit einer der größten Sehenswürdigkeiten des ganzen Landes zu tun. Tegernsee war bekanntlich früher ein großes Kloster. Heute ist das Anwesen aufgeteilt in drei Sonderbezirke, die aber räumlich völlig zusammenhängen. Da ist links die Brauerei mit dem Kellergewölbe, in welchem das Bier an die durstigen Seelen ausgeschenkt wird, und unmittelbar daran lehnt sich in behäbiger, aber schön gegliedert Wichtigkeit die alte Klosterkirche, die jetzt die katholische Ge-

meindekirche ist, und wieder daran schließt sich nach rechts der Teil des alten Klosters an, der jetzt die Rolle eines herzoglich bayerischen Schlosses zu spielen hat. In der Mitte die Kirche, und links das Bier und rechts das Haus der alten Wittelsbacher Dynastie: das ist Bayern, wie es lebt und leidet!

Vor dem Brautstübli stauen sich von 5 Uhr nachmittags an die Autos und die Käder. Von München her kommen die Bierkenner angefahren, die ein ausgezeichnetes Glas Bier trinken wollen. Und das bekommen sie hier ausgeschenkt. Für mich besteht nicht die geringste Veranlassung, die Richtigkeit des Urteilspruchs dieser Kenner zu bestreiten. Auch ich habe mich jeden zweiten Tag von der berausenden Bewußtheit erfüllen lassen, daß das Tegernseer Bier, das dunkle wie das helle, das beste Bier Bayerns ist.

Diese Tatsache ist auch den Kurgästen männlichen und weiblichen Geschlechts in Wiessee keineswegs verborgen geblieben. Und sie stellen denn auch einen jeden Nachmittag und Abend ein sehr starkes Kontingent unter den Besuchern des Brautstübli. Natürlich ist auch die einheimische Bevölkerung stark vertreten.

Das Bewundernswerte an der Geschichte ist nun aber nicht etwa allein das gute Bier und der behagliche Aufenthaltsraum, sondern die eigentümliche, angenehm beschwingende, völkerverstehende und alle Gegenstände und Schöpfungen ausgleichende Stimmung, die über dem Ganzen ruht. In diesem Milieu verläßt auch den steifsten Hamburger seine Steifheit, und auch die grantigste Urchel, die vielleicht außerhalb dieser Räume jedes Jahr nur einmal zu lächeln pflegt, nämlich an ihrem Geburtstag, verzieht hier in dem Tegernseer Brautstübli das Gesicht oft genug zu freundlichem Grinsen und gibt sich auch sonst von ihrer sozusagen besten Seite. Standesunterschiede kennt man überhaupt nicht. Jeder ist bestrebt, Mensch unter Menschen zu sein und sich diesen seinen Mitmenschen



digkeit geworden, amerikanisches Fühlen und Denken verstehen zu lernen.

Zu diesem Zweck kann man zu einigen mehr wissenschaftlichen Werken greifen, die in der letzten Zeit erschienen sind, so z. B. zu dem ausgezeichneten, wenn auch vorwiegend kritisch eingestellten Buch von Adolf Holfeld „Amerika und der Amerikanismus“ (Verlag Diederichs, Jena), man kann aber auch zu der amüsanteren und weniger anstrengenden Lektüre des Romans greifen. Was uns bisher an amerikanischen Romanen vorgelegt wurde, war im allgemeinen literarisch gewiß recht wertvoll. Aber die betreffenden Romane behandeln meist ganz bestimmte Seiten des amerikanischen Lebens, und zwar besonders wirtschaftspolitische Dinge oder die Lebenshaltung der Arbeiter- und Ingenieurkreise. Ober es wurde uns der Rechtsanwalt, der kleinere Kaufmann, der Student vorgeführt. Was uns fehlte, waren Romane, die uns das gesellschaftliche Leben der großen Städte so, wie es auch dem europäischen Besucher sich offenbaren würde, schildert. Es genügt zunächst, daß eine solche Schilderung richtig ist. Zum Genuß wird die Lektüre, wenn diese Schilderung außerdem noch die Reize eines lebendigen und anschaulichen Stils enthält.

Im Amonesta-Verlag in Wien sind kürzlich drei amerikanische Romane erschienen, durch deren Lektüre wir das amerikanische Gesellschaftsleben, die Moral der sozial und geistig führenden Schichten in ganz vortrefflicher Weise kennen lernen. Dieses Gesellschaftsleben wird beherrscht von der Frau. Wer diese Tatsache nicht von vornherein berücksichtigt, wird Nordamerika überhaupt nicht verstehen lernen. Es ist also die Psychologie der amerikanischen Frau, die es zu studieren gilt. Und, wer dieses Studium mit einiger Sachkenntnis erfolgreich abgeschlossen hat, der braucht um seinen eigenen Erfolg in Amerika nicht zu bangen. Allerdings muß er gewisse Eigenschaften mitbringen, die nach der Meinung der Amerikanerin Voraussetzung für das hingebende Studium der amerikanischen Frauenwelt sind, nämlich geduldige Nachsicht weiblichen Raunen gegenüber, Mut und Fähigkeit, wenn solche gerade verlangt werden, und vor allem praktischen Geschäftssinn.

Die drei Romane des Amonesta-Verlags sind vorzügliche Wegweiser zum Verständnis der amerikanischen Frau. Und, wenn den einen oder anderen Leser der gelegentliche Realismus der Schilderung befremden sollte, ist von vornherein festzustellen, daß dieser Realismus weit entfernt ist von gewollter Schlipfrigkeit und lediglich der Sache dient, nämlich der Schilderung gesellschaftlicher Zustände und Sitten, wie sie nun einmal sind. Man müßte den ganzen Bolz von der Weltliteratur fortstreichen, man müßte auch den großen deutschen Sittenroman in die Kumpelkammer werfen, wenn man hier in seinem Urteil zu prüde wäre.

Im übrigen hat sich offenbar die ganze Welt an eine mehr tolerante Beurteilung gewöhnt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß der überaus geistreiche und witzige Roman der Amerikanerin Anita Loos „Mondinen bevorzugt“, der vor mehreren Jahren erschien, einen literarischen Welterfolg errang!

Der erste der hier anzugehenden Romane betitelt sich „American Girls“. Sein Verfasser ist ein italienischer Schriftsteller, A. Fraccaroli, der drüben in Nordamerika heimisch wurde. Dieser Roman ist sozusagen die psychologische Monographie des amerikanischen Mädels, der amerikanischen jungen Dame aus den tonangebenden Schichten. Der Partner der Heldin ist ein junger Italiener, der erst vor kurzer Zeit nach drüben kam. So bietet sich die beste Gelegenheit, die europäische Anschauungsweise mit der amerikanischen zu konfrontieren. Fraccaroli ist ein Meister der Schilderung amüsanter Szenen und ausschweifender Dialoge. Für unsere Begriffe entbehrt dieses amerikanische Girl keineswegs einer gewissen Sumorität. Wir können über einzelne Anschauungen nur lächeln. Aber dieses Lächeln würde uns sicherlich vergehen, wenn wir selber drüben in Amerika wären

gestillt zu erweisen, wenn solches gerade nötig ist. Wer aber in stummer Beseelung stillbergnüt vor sich hinbrüten will und dazu eine halbe Maß nach der anderen trinkt, der kommt auch auf seine Kosten; gestört wird er nicht, man achtet seine Versunkenheit.

Um 6 1/2 Uhr ist kaum noch ein Platz zu haben, und ein fröhliches Raunen durchwogt das Gemölde. Analia, die schönste und aufmerksame Kellnerin der oberbayerischen Seen, bringt immer von neuem Krüge mit hellem oder dunklem Bier, sauber zurechtgemachte Netze (Radis), Regensburger Würstchen oder Wiesbacher Käse.

Viele Besucher halten an der alten Sitte fest, sich selbst ihr Essen mitzubringen. Oft genug hat ein biederes Bauernschepaar neben mir gesessen, das im geeigneten Augenblick eine Serie Schweinstoilettes von ehrfurchterweckender Größe hervorholte und herzhafte zu futtern begann. Die Frau trinkt meist aus dem großen Maßtrug des Mannes. Wenn sie der Meinung ist, daß er genug hat, mahnt sie zum Aufbruch. Vielleicht war es immer nur ein Zufall; aber jedenfalls hätte in der Ehe der Paare, die ich dort kennen lerne, immer die Frau das Kommando. Sicherlich zum Segen des Mannes!

Daß der Genuß guten Bieres — falls man es nicht in un sinnigen Mengen trinkt — later hervorruft, ist bekanntlich nur eine Sage oder eine verkleumderte Behauptung von außerhalb Bayerns wohnenden Bundesbrüdern. Zumal mit dem Rudi zusammen ist dieses Bier außerordentlich beförmlich.

So manches Schöne ist mir sicherlich noch verschlossen geblieben, weil die Zeit nicht ausreichte, um alles durchforschen zu können. Aber die Erinnerung an das Genossene wird stark genug sein, um mich bald wieder nach Oberbayern zu treiben. Und dann soll das Veräumte nachgeholt werden.

und mit dem mächtigen Einfluß der amerikanischen Frau auf Schritt und Tritt zu partieren hätten. Jedenfalls erscheint hier in diesem Roman die Psychologie der Amerikanerin der sozial führenden Schicht in wahrhaft blitzlichtartiger Beleuchtung.

Der nächste Roman heißt „Die Frau für alle und einen“. Seine Verfasserin ist selbst eine Frau, Ursula Parrott. Es ist ein sehr tapferes Buch, das sie geschrieben hat. Denn es erörtert das amerikanische Eheproblem mit einer Mäßigkeit u. mit einer Trefflichkeit des Urteils, die beide höchste Bewunderung verdienen. Diesmal sind es die geistigen Schichten des Volkes, also die Kreise der Literatur, der Presse und des Kunstgewerbes, die uns vor Augen geführt werden. Natürlich ist das Eheproblem in diesen Schichten immerhin etwas anders geartet, als in der Schicht der oberen Zehntausend, der Millionäre und Multimillionäre. Aber, was Ursula Parrott über die Reparaturbedürftigkeit der amerikanischen Ehe als Institution sagt, gilt schließlich für ganz Amerika, ja vielleicht mit kleinen Modifikationen auch für unser liebes Europa. Der Verfasserin ist es gelungen, in der Gestalt der Heldin des Romans eine Frauennatur von ganz eigenem Reiz zu zeichnen. Und das psychologische Interesse des Lesers an der Entwicklung dieser Frau ist ebenso nachhaltig, wie das Interesse an den Sittenschilderungen des Ganzen. Das geradezu Aufsehenerregende des Werkes ist aber in der Tatsache zu erblicken, daß die Autorin durch den Mund ihrer Heldin der Frauenemanzipation, wie sie gerade in Amerika ihre höchste Ausbildung erlebte, ein nur zu gut begründetes Urteil spricht. Die diesbezüglichen Stellen sind auch in soziologischer Beziehung sehr bedeutsam und aufschlußreich.

Und zum Schluß der mit einer überwältigenden Reife des Humors geschriebenen Roman „Kuh — Abblenden!“ von J. R. Mac Coy. Wer Amerika, das amerikanische Gesellschaftsleben und die amerikanische Frau kennenlernen will, muß auch Hollywood und den amerikanischen Filmbetrieb kennen. Hier hat er die beste Gelegenheit dazu. Seine Ernüchterung wird grenzenlos sein. Um so größer aber das Verdienst, das sich der Verfasser — oder ist es eine Frau? — mit diesem zwerchfellererschütternden Buch erworben hat.

## Die Musik des 19. Jahrhunderts

Dieser Titel umfaßt ein Stoffgebiet von ungewöhnlicher Ausdehnung und mindestens ebensolcher Mannigfaltigkeit. Mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts ist auch in der Musik die Gemeinsamkeit der stilistischen Formen geschwunden. Schärfer als sonst sind Stufen und Wandlungen der Musik voneinander getrennt und trotz oft deutlich sichtbarer Wiederholung ist eine Grenzziehung zwischen den einzelnen Gebieten schwierig, da Strömungen und Unterströmungen sich vielfach überschneiden und die Grenzenführung des musikalischen Geschehens sich zu starker Komplexität verwickelt. Dennoch oder gerade deshalb ist diese an Musik reiche und große Epoche so interessant. Denn in ihrer stärksten Blüte vollendet sich naturgemäß der musikalische Entwicklungsablauf des Jahrhunderts, während sich schon im Reime die neuen Formen vorbereiten, die in modernen Musikschaffern Ausdruck gewinnen. Dieser „Musik des 19. Jahrhunderts bis zur Moderne“ gilt das neue Werk von Prof. Ernst Bücken, Köln, das der Herausgeber des „Handbuchs der Musikwissenschaft“ unter diesem Titel im Rahmen des Gesamtwerkes sehen vollendet hat. (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion n. S. O., Potsdam.)

In Deutschland ist damit die Zeitspanne von Beethoven bis Bruckner umschlossen, in Italien kann man Spontini und Verdi als die geistlichen Gegenpole bezeichnen und in Frankreich Volle die und Bizet. Eine nicht leichte Aufgabe hatte sich Bücken mit diesem Thema gestellt, denn eine zusammenfassende Darstellung der Musik des 19. Jahrhunderts wird, namentlich für die außerdeutschen Länder, durch fehlende Spezialarbeiten und die Ungeklärtheit wichtiger Fragen und Probleme sehr erschwert. Um so höher ist Bückens Verdienst zu bemerken. Er hat diese schwierige Aufgabe in vorbildlicher Weise gelöst und damit ein höchst wertvolles, übersichtliches und geistvolles Werk über einen großen Bezirk abendländischer Musik geschaffen. Schon seine „Musik des 19. Jahrhunderts“ zeichnete sich durch treffende Formulierungen und durch einen eingänglichen, überzeugenden Stil aus. Diese Vorzüge fallen jetzt noch

## Das wichtige Amt der Kunst

Ich denke noch an die Banerstraben in der Heimat, zur Jugendzeit — da hing an den gemalten Wänden, waren sie auch sonst noch so arm, immer eine oder mehrere jener großformatigen Lithographien, die „Rägers Begräbnis“ oder die „Rebensalter“ darstellten. Oder es war ein Stich vom Kopfe Gustav Adolfs mit dem mächtigen Knebelbart, oder Martin Luther im Predigerrock mit Bibel und Beßlein. Was wars, das die Leute trieb, diese Bilder aufzuhängen? Sie wollten irgend etwas an der Wand haben, das ihnen von einem „Sinn“ sprach, das eine „Bedeutung“ trug. In Bürgerstuben war es etwa Schwinns „Morgenstunde“ oder späterhin Böcklings „Toteninsel“, oder etwas dieser Art — und auch hier war das Bild an der Wand als Träger eines „Wertes“, als Sinn-Bild in die Wohnung hereingekommen. Es ging um Tod oder um Leben, es ging um ein Beschauen und Nachdenken über die wichtigen Dinge des Daseins. Was ist aber das entwickeltere Kunstverständnis anderes als die Fähigkeit, Sinn, Wert und Bedeutung auch in den verschwiegeneren Gestaltungen zu erkennen? Etwas in einer Landschaft, in einem Stillleben, in einer menschlichen Figur? Heute ist der Film da, das große photographische Material in den illustrierten Blättern. Das Auge des heutigen Menschen ist viel beschäftigt und ganz anders eingestellt als früher — aber das wichtige Amt der Kunst ist das selbe geblieben, wie zu den alten Zeiten: einen Strom von Deutung in unser Dasein zu leiten, die Kräfte zu zeigen, die hinter den Dingen und in ihnen wirken. Ein Bildnis von Rembrandt ist mehr als die Bestaufnahme eines Menschenkopfes; es sagt stets auch ein Wort über den tragischen Sinn des Lebens. Ein Stillleben von Karl Höfer weiß von der Schmerz und der brütenden Kraft, die in einem Krug, einer Blume schlafen. Die Kunst spricht alle die Begleitgefühle, die jeder Mensch beim Anschauen der Welt hat und die das Wichtigste bei diesem Anschauen sind, klar ans. Sie redet immer von der einen großen Welt, in der wir leben — aber sie redet so von ihr, daß sie die Menschen wacher, ergreifender, mächtiger in diese Welt hineinsetzt. Vor allem auch gegenwärtiger, d. h. zeitbewußter und zeitklarer! Wie sehr verkennt man das Wesen der Kunst,

mehr ins Auge, und der Blick für das Wesentliche, die tief geschichtlichen Zusammenhänge ist nicht minder herbeizubehalten. Dem „Problem Beethoven“ geht Bücken mit Geist und allem Reizung musikalisch-wissenschaftlichen Könnens zu Leibe, und er trifft das Richtige, wenn er Beethovens antimantische Grundeinstellung hervorhebt. Die Romantik selbst, mit ihr das Entstehen „nationaler“ Musik und die Neubelebung des musikalischen Volksgutes bestimmen zu einem großen Teil das gesamte musikalische Schaffen des Jahrhunderts. Persönlichkeiten wie Beethoven und Wagner, die Bücken keineswegs als isolierte Erscheinungen auffaßt, sondern deren Wirken er aufdeckt, fügen sich ihm zwanglos in den Ablauf des Geschehens ein. Mehr wie jede andere Zeit läßt das 19. Jahrhundert auf allen Gebieten die Fäden erkennen, die es mit der Vergangenheit verbindet. So ist auch der Klassizismus trotz der vollen romantischen Welle der ersten Jahrzehnte keineswegs tot, sondern bis zu Brahms hin läßt er sich deutlich verfolgen. Knapp gefaßt, aber erschöpfende Analysen erläutern das Werk und die Persönlichkeit der einzelnen Meister. Auch die für die Entwicklung des Musikschaffens in die Breite eminent wichtigen, kleineren Meister sind mit sicheren Strichen umrissen und gemerkt. Mit gleicher Anteilnahme werden die einzelnen Gattungen der Instrumental- und Vokalmusik behandelt.

Auch die im 19. Jahrhundert besonders stark und auf dem Gebiete der Musik erstmalig hervortretenden wissenschaftlichen Tendenzen sind gebührend hervorgehoben. Der „Durchbruch des Nationalen“ vollzieht sich besonders deutlich in Frankreich und Italien, das in Rossini und Verdi zwei Gipfelstufen seines Opernschaffens aufweist. Rußland, die Tschechoslowakei und die nordischen Völker sind gleichfalls nicht vergessen, sondern nach ihrem Anteil an europäischen Musikschaffens und ihren nationalen Besonderheiten behandelt. In allen Punkten ist Bückens Werk wohl abgerundet und sorgfältig ausgewogen; es ist lesbar, bietet es in kontinuierlicher Schilderung einen Raum zu überragender Überdlichkeit über das musikalische Europa des 19. Jahrhunderts.

Alle die vielen Sonderströmungen, Unterströmungen und Probleme sind in dieser sehr plastischen, erfreulich deutlichen, auf beide wissenschaftlichen und doch leicht fasslichen Darstellung zusammengefaßt worden. Bücken hat mit diesem verdienstvollen Werk zweifellos eine nicht nur sehr anregende, sondern, was wichtiger ist, in vielen Dingen grundlegende und endgültige Arbeit geleistet. Die vielen Zitate, die der musikalischen Werke werden durch anschauliche Notenbeispiele wirksam erläutert. Der Bildschmuck ist, wie auch bei den anderen bereits abgeschlossenen Bänden des Handbuchs, wieder von erlesener Schönheit. Musikerporträts, zeitgeschichtlich wichtige Bühnendarstellungen, Karikaturen und Pastiches beleben in großer Anzahl und geschickter Zusammenstellung den Text. Das Werk, dem durch den großen Freundeskreis des Handbuchs der Musikwissenschaft eine weite Verbreitung sicher ist, wird weit darüber hinaus als ein ausgezeichnetes Musikbuch in allen musikalisch interessierten Kreisen viel Freude, Förderung und Genuß schaffen. Dr. B.

## Literarische Neuererscheinungen

Karl Greiser: Die neue Wohnung und ihre Möbel. In 88 Ansichten und 90 Maßzeichnungen mit 8 Tafeln. (Die Wandbücher Bd. 9) Quarta. Kartomiert 12 RM, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Auch in diesem neuen Buche will Karl Greiser weder strenge Forderungen aufstellen, noch ein bestimmtes Programm durchsetzen. Es propagiert keine Serien-erzeugnisse für unbekannt Käufer, die erst gesucht werden müssen, und wählt keine Wohnformen, die man den Benutzer erst lehren muß. In allen Fällen handelt es sich um Einrichtungen, die von Greiser für bestimmte Auftraggeber mit bestimmten Wünschen und Lebensumständen geschaffen wurden. Trotzdem können sie für jedermann von Nutzen sein, weil Karl Greiser sich durch Sondermühen nicht zu Absonderlichkeiten verleiten läßt und weil bei ihm die eigene Freude am Spiel mit der Form nicht zur Spielerei ansartet. Meist muß man sich in Zeitschriften und Büchern über Mobiliar und Inneneinrichtung mit dem photographischen Bild begnügen. Wie leicht es irreführt, zeigt das spätere Beitreten solcher Räume. Dagegen bedeutet ein Buch, indem sich Photo und Stich ergänzen, ein Klarlegen der Arbeiten bis ins Letzte. In einer Darstellungsweise, die den ersten Band noch übertrifft, sind zu den photographischen Bildern die maßstäblichen Perspektiven, Risse und Schnitt gezeichnet. Der Künstler anerkennt die verschiedenen Gebrauchszwecke des Möbils und gibt deshalb besonders dem Schemm die unterschiedlichste Formung. So findet sich in seinem Buche mancher Sessel und manches Sofa, die auch als Einzelstücke eine vorhandene Zimmereinrichtung vervollständigen und behaglich machen können. Neben den Schemmeln sei besonders auf die zu den verschiedensten Zwecken mannigfaltig abgewandelten Formen von Schränken und anderen Kastenmöbeln hingewiesen. Jeder besondere Gebrauchszweck ist hier erfüllt und zugleich auf eine einfache Grundform zurückgeführt.

wenn man überzieht, wieviel sie uns fortbauend über die heutige Welt mitteilt! Wir leben die Gegenwart doppelt mit, wenn wir sie auch in ihren künstlerischen Gebilden verfolgen. Und der Erfolg ist: wir verstehen sie besser.

Solche Gedanken sind es, mit denen man die Hefte der „Deutschen Kunst und Dekoration“, der bekannten Darmstädter Kunstzeitschrift, durchblättert. Gerade weil da über die Verhältnisse gegeben ist, der Inhalt der lehrreichen Zeitschriften (das Jahrbuch der „Deutschen Kunst und Dekoration“ mit 65 Abbildungen ist auch einzeln durch alle Buchhandlungen, oder durch die Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H., Darmstadt erhältlich) reicht von der Malerei bis zur Kleinplastik, von der Berliner Sezession bis zum angelegten Autodidaktentum eines Bernhard Seibamp oder André Bauchant. Diese Vielfaltigkeit ist aber nicht nur ein äußerlicher Reiz der hochförmigen Monatschrift, sondern sie betrifft das Wesentliche ihrer Leistung: großartige Information über alle geistigen Triebkräfte, die die Kunst von heute beherrschen. Es sei namentlich auf die einleitende Veröffentlichung „Madame und Geographie“ in Berlin hingewiesen; sie bringt Abbildungen nach neuesten Werken von Reclusein, Faver Jühr, Drift, de Fiori, Burmann, Jaedel, Freißig und vielen anderen. Vielen wird es auch sehr erwünscht sein, in diesem Heft wieder etwas über das neueste Schaffen des vielgenannten belgischen Bildhauers George Minne zu erfahren. Eine Reihe anregender Textbeiträge gibt allen, die zu lesen verstehen, wertvolle Belehrung und Anlaß zu eigenem Denken.

Bruno Stämke: Wilhelmine Ende. Der Roman einer ungetränten preussischen Königin. (Verlag Allwein, Berlin. Preis: Brosch. 3 RM, Ganzleinen 4,50 RM.) — Wilhelmine Ende war die Tochter eines Musikers, die Geliebte des Kronprinzen und späteren Königs Friedrich Wilhelms II. Die Geschichte blüht ihr zu, daß sie voll guten Willens war, die Zeitgenossen haben sie grenzenlos verehrt und grenzenlos verachtet — der Dichter gibt ihr die schenkende Kraft, die Lieblichkeit des Herzens, die Zweifel eines suchenden Geistes zurück, die die Lebende gehabt haben mag.